

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Wenn Gift und Galle die Welt dir heut  
Und du möchtest das Herz dir gesund bewahren:  
Mach andern Freude! Du wirst erfahren,  
Daß Freude freut.

Friedrich Th. Vischer.

### Der Klavierspieler.

Von Vick Baum.

Zuerst kam eine Samtportiere mit vielen verstaubten roten Falten, und dann stieg die Treppe zwischen hohen Spiegeln aufwärts; am Geländer entlang standen Palmen aus glänzender grüner Leinwand und mühten sich, reich, echt und prächtig auszu- sehen. Ein Mohr aus leuchtend schwarz lackiertem Holz hielt eine zweite Portiere mit so großer Gebärde zurückgerafft, als handle es sich um den Eintritt in eine Karitätenbude. Dann tat sich der Gang auf, lang, schmal, mit den vielen nummerierten Türen der Chambres séparées, nüchtern wie ein Hotelkorridor. Nur die Lichter waren rot gedämpft und auf Schwüle gestimmt.

In einer Ecke saß der Klavierspieler. Abend für Abend saß er da in dem lahlen Gang mit den roten Lichtern und plagte sich ab, den Gang und die Zimmer hinter den vielen nummerierten Türen mit der aufreizenden und verbrauchten Sinnlichkeit beliebter Operettenmelodien zu füllen. Die Kellner strichen an ihm vorbei, Seidenkleider knisternd durch den Gang; hinter einer Tür flatterte ein Lachen auf, betrunzene Stimmen stiegen auf und ab. Der Klavierspieler sah sich nicht um; er schaute stumpf auf den Wandarm, der seinen roten Schein auf das Klavier warf, er spielte Stunde um Stunde kupplerische Melodien, und seine linke Hand sagte spöttisch: m — tata — m — tata . . .

Doch eines Tages geschah Folgendes:

Volly, die blonde Volly von der „Harmonie“ war mit drei Herren auf Zimmer Nummer vierzehn; sie war gut gesaut und übermütig und wollte ganz allein auf dem Tisch einen Walzer tanzen. Sie stieg auf den Tisch, schürzte den Rock — sie hatte kleine, goldene Schuhe an — und Baron Dickie rief, gröhnend wie der Clown im Zirkus: „Musikel!“

Es war gerade Mitternacht, und der Klavierspieler hatte seine Pause.

„Musikel!“ schrie Baron Dickie.

Auf dem Gange blieb es still.

Leutnant Bertl öffnete die Türe, warf ein Geldstück hinaus und bemerkte höflich: „Belieben der Herr Musikdirektor gütigst einen Walzer? — bitte? — wollen vielleicht —?“

Das schien ein guter Witz; Volly stellte sich von neuem in Positur, und die Herren lachten.

Der Klavierspieler stand neben seinem Pianino, er hatte eines der rot gedämpften Lichter abgedreht und sah starr auf Leutnant Bertl; das Geldstück hob er nicht auf, doch schien es in der roten Dämmerung, als nickte er mit dem Kopf.

„Na also,“ sagte Leutnant Bertl zufrieden, „es kann losgehen.“

Volly hob den kleinen goldenen Fuß und lächelte; lächelte; aber auf dem Gange blieb alles stumm.

Sie warteten eine Weile. Nichts.

„Himmelherrgott!“ brüllte Baron Dickie hinaus, „sind Sie taub? Einen Walzer sollen Sie spielen, aber gleich — ja?“

Der Klavierspieler sah starr auf den Baron und nickte; aber er rührte sich nicht vom Fleck.

„Na, was ist denn los?“ fragte Volly ungeduldig.

Franz, von Nummer neun bis sechzehn, der eben eine Flasche öffnete, nahm einen leeren Champagnerkübel unter den Arm und

ging eilig und dienstfertig hinaus. Der Klavierspieler stand neben seinem Pianino und sah starr auf die Türe von Nummer vierzehn. Er nickte auf eine seltsam pendelnde Weise mit dem Kopf, noch bevor Franz etwas gesagt hatte.

„Warum spielen Sie denn nicht? Ha?“

Der Klavierspieler sah starr auf Franz und schwieg. Einen Augenblick lang war es entsetzlich still. Und dann warf Franz den leeren Kübel weit von sich und rannte die Stiege hinunter; beide Hände hielt er vor die Augen gepreßt.

Der Kübel polterte dumpf gegen die Tür von Nummer elf, dem einzigen Zimmer, das leer war.

Volly erschrak, sie sprang vom Tisch und sagte: „Mir ist auf einmal die Lust zum Tanzen vergangen.“

Der Klavierspieler nickte ein wenig stärker mit dem Kopf. Seine Augen schauten starr auf Nummer vierzehn, seine Hände waren lang und verkrampft. Auf seinem Haar lag der rötliche Schein der Lichter, und seine Stirn zog verächtliche Falten. Zwischen den blauen Lippen kroch die Zunge wie eine dicke, schwärzliche, nackte Schnecke hervor.

So hing der Klavierspieler an dem Wandarm.

Fritz I war ein äußerst tüchtiger Kellner. Er war drei Jahre in Monte Carlo gewesen und mit allen Arten von Selbstmord vertraut. Und er wußte sofort, was nun das Wichtigste war: kein Aufsehen machen!

Er löste den Klavierspieler geschickt aus der Schlinge, indes die Kellner sich bei der Portiere zu einem entsehten, schwarzbefrahten Häuflein ballten.

Nummer sieben läutete, und Nummer siebenzehn rief: „Was ist denn das für ein Getrampel auf dem Gange?“

„Wo ist frei? Rasch, auf Nummer elf; tragt ihn hinein; kein Mensch darf etwas merken.“

Der Klavierspieler legte sich schwer in die Arme der Kellner; er hatte breite Stiefel an und spießte sich immer in den Knien. Sie trugen ihn an Schulter und Füßen, und nun schleiften seine Hände eigenfönnig am Boden entlang.

Auf Nummer vierzehn wurde gezahlt; Fritz I hieß den dicken Himmelmann auf, solange er konnte; aber Volly lief voraus auf den Gang, noch bevor der Klavierspieler in Nummer elf untergebracht war. Fritz II, der fast so tüchtig war wie Fritz I, stellte ihn mit einem Ruck auf die Füße und lehnte ihn an die Wand.

„Hallo, was gib't da?“ sagte Leutnant Bertl erfreut.

„Ein Betrunkener!“ Fritz I lächelte distret zu dem Klavierspieler hinüber, und der kleine Robert bewunderte ihn unföglich.

Nun lag der Klavierspieler auf dem Sofa von Nummer elf und schaute streng auf den Plafond. Fritz I atmete auf, aber gleich darauf fühlte Nummer acht ein Bedürfnis nach dem Walzertraum.

„Unserem Klavierspieler ist schlecht geworden, ich bitte, es ist schon um Ersatz geschickt,“ sagte Fritz II höflich. Und das war auch die Wahrheit. Robert ging in die nächste Weinstube, bekam einen Klavierspieler geborgt und lehrte stolz zurück. Der neue Klavierspieler setzte sich hin und begann: m — tata — m — tata . . . Er spielte hart und ordinär. Von ihm waren keine Extravaganzen zu befürchten.

„Was fangen wir jetzt an?“ sagte der Speisenträger Karl; „ich meine, man muß einen Doktor oder die Rettungsgesellschaft holen — was?“

Fritz I hatte nur ein verächtliches Lachen.

Aber da kam der kleine Graf Hansi völlig betrunken die Stiege herauf und verlangte störmisch „sein“ Zimmer; und „sein“ Zimmer war eben Nummer elf.

Fritz I sprach wie mit Engelszungen; aber es nützte nichts. Sie stellten also den Klavierspieler wieder auf und führten ihn hinaus. Er nickte ein wenig in die Knie und sah hochmütig drein. Sie brachten ihn in die Küche; er ließ sich nur widerwillig die Hintertreppe hinabführen; seine Stiefel verhängten sich an den rauhen Stufen. Und als er unten war, vollführte die Köchin ein solches

Befehl, daß er indigniert entkoppelte und auf den Fliesen liegen blieb.

„Lieber Gott,“ sagte Fritz I verzweifelt, „hat man denn keine Ruhe? Die Person macht mir ja so ein Geschrei, das geht nicht. Wir werden ihn wegführen. Hol einen Wagen!“

Sie packten ihn an, trugen ihn die Hintertreppe hinauf und an den vielen nummerierten Türen vorbei.

Er stolperte bei Nummer drei und versing sich mit der Hand in der roten Samtportiere; er stieß ein wenig an den Rohren an, und auf der Treppe beharrte er sich starr im Spiegel.

Eine lustige Gesellschaft kam eben die Stiege herauf, und Fritz I trat der Schweiß in großen Tropfen auf die Stirne. Doch der Klavierpieler benahm sich tadellos; ja, er versuchte sogar, ein wenig zu einer Verbeugung einzuknicken. Nun war er unten. Fritz I schob ihn in den Wagen und setzte sich daneben. Da gab es eine neue Schwierigkeit.

„Ich führ kein' Besoffenen mehr!“ behauptete der Kutscher, „ich net! Daß er mir wieder eine Scheiben einhaut, oder was. O nein, ich net. Auffsi mit ihm!“

Auf einmal hatte Fritz I eine Idee.

„Wieder hinaufführen!“ ordnete er an. Aber nur streifte der Speisenträger Karl, der die Leitung der Füße des Klavierpielers übernommen hatte. „Nein,“ schrie er, „das ist eine Schweinerei, und ich tu nimmer mit, und ich tu nimmer mit!“

„Pffft!“ sagte Fritz I überlegen, „nur kein Aufsehen machen.“ Und dann nahm er selbst den Klavierpieler beim Knie, und sie führten ihn wieder die Treppe hinauf an den Spiegeln vorbei und durch den langen Gang mit den roten Lichtern. Alle Zimmer waren besetzt.

„Na also, und was geschieht jetzt?“ fragte der dumme Karl.

Fritz I sperrte mit schweigender Ueberlegenheit den alten Garderobekasten an der Hintertreppe auf und legte den Klavierpieler hinein; und dort blieb er ruhig liegen bis vier Uhr früh.

Das Etablissement leerte sich. Die lustigen jungen Damen gingen nach Hause und die betrunkenen Herren auch. Der neue Klavierpieler empfahl sich. Nun waren alle fort.

„Kein Mensch hat was gemerkt; wir haben alles Aufsehen vermieden. Und jetzt, Karl, können Sie an die Rettungsgesellschaft telefonieren . . .“

## Leuchtbackterien.

Von Ewald Schild, Wien.

Wenn wir zur Nachtzeit einen Raum betreten, wo mehrere Tage hindurch tote Seefische oder gewöhnliches Schlachtviehfleisch aufbewahrt wurde, so werden wir höchst erstaunt sein, auf einzelnen Fleischstücken ziemlich helle, grünlich-weiße Lichtpunkte wahrzunehmen, die vermöge ihrer Helligkeit gestatten, auch die Umrisse des Fleischstückes wahrzunehmen. Diese einzelnen Lichtpunkte stellen die Kolonien gewisser Arten von Leuchtbackterien (am häufigsten *Bacterium phosphoreum*) dar, welche sich nicht gleich einstellen, sondern erst dann, wenn sich das Fleisch dem ersten Fäulnisgrad nähert und die Backterien zu üppiger Entwicklung gelangen können. — Bringen wir nach den in der Bakteriologie angewandten Methoden mittels einer keimfreien Platinnadel ein wenig von der leuchtenden Substanz — den Leuchtbackterien — in Reagensgläschen mit einem geeigneten, künstlichen, gleichfalls keimfreien Nährsubstrat, der sogenannten „Nährgelatine“, so gelingt es dadurch, sogenannte „Reinkulturen“ der Leuchtbackterien zu erhalten, und an solchen Kulturen lassen sich deren Eigenschaften genauer beobachten. Das von solchen Kulturen ausstrahlende Licht ist z. B. kräftig genug, um bei Pflanzkeimlingen heliotropische Krümmungen zu bewirken. Wenn man nämlich Keimlinge unter völligem andern Lichtabschluß nur dem Lichte einer Kultur von Leuchtbackterien aussetzt, so zeigt es sich, daß sich schon nach Verlauf von 1 bis 2 Tagen die Keimlinge zum Bakterienlichte hingemeldet, sich „heliotropisch“ gekrümmt haben.

Selbstverständlich wirkt das kalte Licht der Leuchtbackterien durch seinen Reichtum an blauen Strahlen auch auf die photographische Platte kräftig ein, und es gelingt leicht, Kulturen der Leuchtbackterien in ihrem eigenen Licht zu photographieren. Jedoch muß dabei in Betracht gezogen werden, daß zur Erzielung guter Bilder wegen der relativ geringen Lichtintensität des Bakterienlichtes eine stundenlange Belichtungsdauer erforderlich ist.

Meistens ist bereits von verschiedenen Forschern versucht worden, das Bakterienlicht auch praktisch zu verwenden, und es kann diesen eigenartigen „Bakterientampen“ wegen der Gefahrllosigkeit des kalten Lichtes der photogenen Backterien eine Zukunft für die praktische Verwendung durchaus nicht abgesprochen werden.

Die in unseren Gegenden beobachteten Leuchtbackterien, die das spontane Leuchten des Fleisches usw. hervorrufen, finden sich auch regelmäßig im Meerwasser, und aus diesem Grunde erklärt sich eine merkwürdige Eigenschaft der Leuchtbackterien, daß nämlich die Photo-

bakterien in einem hohen Grade photophil sind. Legen wir nämlich Fleischstücke, gewöhnliches Rind- oder Pferdefleisch, in Glaschalen und füllen in diese Schalen bis zur Hälfte eine dreiprozentige Lösung von chemisch reinem Kochsalz, so zwar, daß die Fleischstücke noch zum Teil aus der Flüssigkeit herausragen, bedecken dann das Ganze mit einem Glassturz und stellen die Schalen in einem kühlen Zimmerschattig auf, so tritt bereits nach 2 bis 4 Tagen die Lichtentwicklung auf; denn die Leuchtbackterien gedeihen und leuchten bei weitem besser, wenn sie einen Ueberschuß an Kochsalz, das ja im gewöhnlichen Fleisch wohl vorhanden ist, vorfinden. Auf die eben geschilderte Weise kann man sich also jederzeit das eigenartige und interessante Phänomen des leuchtenden Fleisches verschaffen.

Fragen wir nach der Natur des Leuchtens selbst, so wurde durch eingehende Untersuchungen festgestellt, daß ein Oxydationsprozeß vorliegt; aber welcher Stoff eigentlich der Träger der Lichterscheinung ist, bzw. auf welchen chemischen Vorgängen sie beruht, ist noch nicht völlig aufgeklärt. Manche Forscher nehmen an, daß in den Backterien ein besonderer Stoff — das Photogen — gebildet werde, auf dessen Gegenwart das Leuchten zurückzuführen sei; andere wieder vertreten die Ansicht, daß ohne eine besondere Leuchtstoffbildung das Leuchten lediglich eine physiologische Funktion der Backterienzelle darstelle. Wie dem auch sei, feststehend ist, daß die Lichterscheinung an die lebende Pflanze gebunden ist und sogleich erlischt, wenn die Backterien ungünstigen Lebensbedingungen ausgesetzt oder getötet werden, zum Unterschied des von Tieren abgeforderten Leuchtstoffes, welcher auch außerhalb des Tierkörpers die Fähigkeit zu leuchten besitzt.

## Jetz' kumm ich halt!

Von Franz Grundmann †.

Der Schilderer des Isergebirges und seines Glaschleiferwühlchens, Mitbegründer der österreichischen Glasarbeiterbewegung, Franz Grundmann, ist in Tannwald in Nordböhmen gestorben. Die Schleiferkrankheit hat den Schleiferfranz geholt. Aus seinen vielen Schürren sei hier ein Volksschwanz aus seiner Heimat, dem Rehorngebirge, einem Ast des Riesengebirges, wiedergegeben.

Queßschä-Korl on sei Weib, de Queßschä-Franzl, wor'n v'rdommt schlecht usgeleht. Se hotta nämlich sechs kleine Kinder, on die Franzl hotte su a Befehl, ols wie wenn's siebente of 'm Wage wär. Nu tota se jommern on schimpfa, on ees gob's immer 'n andern die Schuld. 's hätte gor ne viel gefahlt, do hätte se tüchtige Händel gebrett. Sie wor'n ober doch su v'rständig on liefa's ne su weit kumma. 's hätte ju au v'rdommt wing genuht.

„Beste Franzl,“ sorte Queßschä-Korl, „mir war'n dos Ding asu macha: Sulange 's Kindla noch ne do is, ton ju wetter tee großer Schoda possier'n. Wenn's ober wird of d'r Welt sein, dann hiert sich dos Schienethun a bisela uf. Du blei'st dann ei d'r Stube liega on ich trich nuf of a Heeboden. Dann war'n m'r amol sahn, ob au noch jedes Jahr a klee Kind kumma wird.“

De Franzl wor ei v'rstanda, on wie die Zeit röm wor on zu Korlan, Franzlan, Sefflan, Nazlan, 'n Diebla un d'r Mariela noch a klee Anna gekumma wor, do blieb de Franzl ei d'r Stube bei ihrem Mäufenaaste (nest), on d'r Mon truch nuf of a Heeboden.

Jesses ne, da orme Kerl, a tot 'r gehörig leed dan liewa Weibe, on dops a ne ganz v'rzweisan sollte, sorte sie über'n:

„Korl,“ sort se, „wenn on sollte de Schusoch amol gor zu gruß war'n, do pfeif of of mich. Wenn de pfeifa wirft, do war ich halt kumma.“

A erste Obend tot Korl ne pfeifa, on de Franzl blieb gemietlich ei ihrem Bette liega

'n zweeta Obende ober kom's 'r vir, ols wenn d'r Mon gepfiffa hätt. Sie stond uf, ging bis zu d'r Kommerdüre on rief: „Du Korl, hoste gepfiffa?“

Sie triggte keene Antwort. A schief, also kumnt a ne gepfiffa hon. Sie ging wieder ei de Stube on truch ei ihr Raast.

Wie d'r dritte Obend kam, do hocht se, on richtig kom's 'r wieder vir, ols wenn's of d'r Kommer pfeifa tät.

Geschwind fuhr se aus 'm Bette raus, ging a poor Stuffa iber de Bodentreppe nuff on pröhlte su laut, doß a's hier'n mußte: „Newuhr Korl, jetz' hoste gepfiffa?“

„Ich ho ne gepfiffa“, brommte Korl, „gi m'r Ruh, los mich schloufa.“

Mergerlich ging de Franzl ei de Stube. „Bart of,“ dochte se, „morne Obends war' ich genau uspossa.“

Sie poste au richtig uf wie a Haftlamacher. 's wor ober tee Ton zu hier'n. Wie 'r dos Horcha zu langweilich wur, do rannt se naus on schrie of a Boden nuff:

„Du Korl, wie is, hoste noch ne gepfiffa?“

„Is m'r ne 'm Traume eigefolla,“ sorte Korl.

Nu fuhr ober 'n gehörige But ei de Franzl nei on sie sorte:

„Ob de gepfiffa host oder ne, jetz' kumm ich halt!“

## Der Rat der Ratten.

Von Jean de Lafontaine.

Ein Rater namens Nagespeck,  
Bracht' bei den Ratten große Niederlagen,  
Raum eine kam aus dem Versteck,  
Weil gar zu viele er zu Grabe schon getragen.  
Die wen'gen übrigen nun hatten fargen Schmaus,  
Denn keine wagte sich aus ihrem Loch heraus;  
Und Nagespeck erschien der unglücksel'gen Schar  
Als schlimmster Feind, als Teufel gar.  
Da zog zu seinem Hochzeitsfeste  
Der Rater aus als tapftrer Freier.  
Drum in der ganzen Zeit, daß fern ihn hielt die Feter,  
Hielt ein Kapitel ab der Ratten Ueberrest,  
Um zu beraten ihre Lage.  
Die kluge Aelteste meint' gleich am ersten Tage,  
Das beste wär' es, wenn es möglichst bald gelänge,  
Daß um des Raters Hals man eine Glocke hänge;  
Wenn dann er in den Krieg würd' ziehen,  
So könnten sie, gewarnt, in ihre Löcher fliehen.  
Daß dies das einz'ge Mittel wär,  
Meint' mit der Aeltesten das ganze Rattenheer.  
Heilbringend zeigte das und gut für alle sich,  
Nur gar zu schwierig war's, die Glocke umzuhängen.  
Die eine sprach: „Ich bin kein Narr, mich hinzudrängen.“  
Die andre: „Ich versteh' es nicht.“ Man trennte sich  
Ohn' Resultat. — So auseinandergehen  
Hab' schon gar manch Kapitel ich gesehen,  
Wo Mönche und sogar Domherren Stimme hatten,  
Nicht nur das kleine Volk der Ratten.  
Wenn sich's drum handelt, zu beraten,  
Drängt sich herzu der Räte Heer:  
Verlangt man aber einmal Taten,  
Sieht bald man keinen einz'gen mehr.

## Aus der Kindesseele.

Von Ferdinand Johansson.

In dieser kleinen Skizze vermitteln wir unsern Lesern die Bekanntheit mit einem neuen Autor. Manchen wird vielleicht die Eigenart der Form verblüffen und bestreben, aber jeder wird den ersten, tief stillischen Geist herausfühlen, der sich diese seltsame Ausdrucksform geschaffen hat.

Die Menschen sind roh, hin und wieder finde ich einen, der steht aus wie Vater und Mutter, freudig hüpfte ich ihnen entgegen, und unverhofft kriege ich eins aufs Maul. Weinen kann man gar nicht, vor Schreck. Man sinnt immer nur nach, warum das geschehen ist. Man hätte doch nur Jauchzendes mitzuteilen gehabt, was das Herz noch nicht so recht für sich allein behalten kann, nur Freudiges, nur Gutes, was Vater und Mutter — unsern lieben Papi und die liebe Mami, die so viel geplagt sind — doch nur erfreut hätte. Man hatte sich so schön gedacht, wie man sich an Papis Hand anschmiegen wollte, einen Kuß darauf drücken, und schelmisch listig sagen: Du, Papi? ich weiß was! — Und dabei hat er einen nicht mal angehört! Der Papi! Ach was, Papi? — „Vater!“ Und ist das auch ein „Vater?“ — der versuchte Kerl? der Schuft? Das sagt Mutti auch immer! Die hat auch was mit ihm auszustehen, weil der Kerl immer nur an sich denkt und an keinen andern. Den kein Mensch in der Welt verstehen kann, nicht die süße Mutti und nicht mal ich und ein anderer schon gar nicht, weil er immer gleich darauf loshaut, weil er immer in Gedanken ist, die gar keinen Zweck haben. Was braucht denn der Schafstopp überhaupt immer für sich allein zu denken, wenn sich doch kein Mensch denken kann, was er sich denkt? Er soll lieber an seine Familie denken, dann hat er genug zu tun! — an sein Weib! das Weib bin ich nicht, das ist Mutti! und an Kind! — das Kind bin ich, das ist Bubli! Wenn er an uns beide richtig denkt, dann kann er an andere Weiber und Kinder gar nicht mehr so viel denken, sagt Mutti. Und Mutti weiß das, sie hat ihn überrascht, den verfluchten Kerl! Der sich immer woanders rumtreibt, bei Menschen und in den Weinkneipen, was nicht nötig ist, weil er das bei ihr auch haben kann, sagt Mutti. Und daran wird er gedacht haben, dann ist er immer so, der brutale Kerl! (In Erinnerung an eine furchtbare Eifersuchtszene fängt das Kind an zu weinen).

Zu der Mutti war er auch so, als sie ihn überrascht hatte. Arme Mutti! hat die geweint! und hat die gesagt: „Du schlechter Kerl, ich hab dich doch aus wirklicher Liebe geheiratet, unser Kind ist brav, wir lesen dir jeden Wunsch ab, den wir dir von den Augen absehen können, was willst du denn noch mehr? Willst du nicht haben, daß wir beide für dich leben? Dann nimm doch ein Messer! Stich ins tot!“ Ja, das hat Mutti gesagt, und dabei hat sie geschrien und

furchtbar geweint. Und dann hat sie sich das Reich aufgerissen (auf die Brust deutend), hier oben, wo ich die Mutti immer geküßt habe, und hat gesagt: „Stich zu! du verfluchter Schuft! Stich zu! Stich zu! Ich kann doch nicht mehr, als dir mein gequältes Herz geben! Wenn du das auch noch haben willst? Schneid's heraus aus meiner Brust! Ich werde nicht viel mehr schreien! Ich kann ja nicht mehr schreien! Hier hast es!“ Aber „Bati!“ ach was, „Bati!“ — der Gauner! der Schuft! hat bloß die Hand genommen, wie heute, bei mir auch: „Sol da hast es!“ Aber Mutti nicht faul, eins zwei drei in die Küche, die ganze Pfeffertüte her, zurück zu dem schlechten Papa, und sie dem Gauner ins Gesicht geworfen! Au, hat der Schuft geschrien: „Meine Augen! meine Augen! Ich sehe ja nichts mehr! Ich werde ja blind! Meine Augen! meine Augen!“ Mir hat es ja eigentlich leid getan, aber Mutti war ganz vergnügt, die sagte: „So, du Schuft! wir sind tange genug um dich rumgesprungen, jetzt springe du mal ein bißchen um uns rum!“

Und das hat der Vater auch getan! Ja, ist der gesprungen! Haha! hab ich mich amüßert! Den Spiegel hat er eingestoßen, den Regulator hat er runtergerissen, mit den Händen hat er überall rumgegriffen in der Luft, mit den Füßen hat er getrampelet! Ja, aber wie! Und der Schafstopp, der nicht mal was sehen konnte, der wollte uns kriegen! Ja, wie konnte denn der uns kriegen? Wir haben direkt Blindkuh mit ihm gespielt! Ja, hat mir das Spaß gemacht, wie der Schuft rumgesprungen ist! Aber der süßen Mutti hat's dann doch gleich wieder leid getan, daß der gute Papa jetzt gar nichts mehr sehen konnte, wegen dem Pfeffer in den Augen, und sie hat ihm den Pfeffer wieder rausgetan. Ach, meine Mutti, die ist ja immer so gut, die sagt Herzlich zu mir, und alles, was mir weh tut, da kann ich zu meiner Mutti kommen, und die ist auch sonst immer so lieb zu Papa und die hätte das nicht getan, wenn der Papa nicht so frech gewesen wäre. „Aber hau'n? die süße Mutti hau'n?“

Als Bati nachher erst mal richtig wieder sehen konnte, da war er eigentlich gar nicht mal böse auf die Mutti, er freute sich nur, daß sie nicht noch mehr Pfeffer genommen hatte. Er sagte bloß: „Das war nicht recht von dir, daß du das getan hast, aber es war auch nicht recht von mir, daß ich dir eine gestiert habe!“ Und dann hat Mutti dem Papa die Augen geküßt und hat gesagt: „Ach Gott, ach Gott, daß ich habe das tun können? mein lieber, armer Mann!“ Und immer geküßt hat sie den Papa, immer wieder geküßt, ich war schon ganz böse, ich wollte doch auch geküßt sein. Und endlich hat Papa, der böse Papa, die süße Mutti doch auch wieder geküßt! Ach, hab ich mich gefreut, für meine arme Mutti, die war ja schon so lange hungrig auf einen Kuß von dem Papa, aber sie hat ihm das nie gesagt. Und sogar mich hat der süße Papa auf den Schoß genommen und hat mich gestreichelt, und ich war auch so glücklich, das hat er ja auch so lange nicht getan. Und wir waren alle drei so glücklich, daß der Papa jetzt anders war, und das war erst vorgestern, und jetzt ist er schon wieder so, wie er früher war, jetzt haut er schon wieder, der Gauner! der Schuft! wenn man ihm mit Freude entgegenläuft, und ihm bloß was Gutes sagen will! Aber ich hol mir auch mal die Pfeffertüte, wie Mutti das getan hat, sonst wird er doch nicht anders wieder zu mir, der Gauner! der Schuft! dann soll er diesmal ordentlich rumspringen und wieder schreien: „Meine Augen! meine Augen! Ich sehe ja nichts mehr! Ich werde ja blind! Meine Augen! meine Augen!“

Stimme des Dichters aus dem Hintergrunde: Jetzt hören Sie auf, lieber Herr Vortragskünstler, Sie haben genug gegen die Tränenbrüsen gedrückt, drücken Sie nicht weiter, sonst kneist schließlich das Publikum noch aus! Sie sollten nur in meinem Auftrag zeigen, wie durch unverständige Eltern die reine Seele eines Kindes vergiftet und zu boshaftem Unheil und zu rachsinnigem Trotz erzogen werden kann. Wie es ganz zu Mord und Totschlag kommt, kann man, ohne Schaden zu geben am Leben des einzelnen, ja doch nicht mehr glaubhaft ausführen.

## Sommernorgen.

Wir gingen durch das reife Feld,  
In schweren Bogen schwang das Korn,  
und drüber sang in blauer Welt  
die Lerche, erdentagverlor'n.

Wir schritten still, wir schritten leis  
auf schmalen, grünem Pfade,  
kein Wind bewegte Haalm und Reis,  
und alles stand in Gnade.

Da plötzlich schwieg das Lärchenlied,  
ich faste deine Hand:

Zwei Herzen waren aufgeblüht  
in Sang und Sonnenbrand.

Ludwig Böts.

Der 300. Geburtstag Lafontaines am 8. Juli. Lafontaine gehört zu den wenigen wirklich Großen unter den französischen Schriftstellern, deren Name alle Zeiten überdauern dürfte. Von seinen Fabeln weiß wenigstens heute noch jedes Kind, und auch jeder Erwachsene hat seine Freude daran. Sie sind von einem ewigen Liebreiz, dem niemand sich zu entziehen vermag und der ihnen auch über die Grenzen Frankreichs hinaus die Welt erobert hat. In jeder ist außerdem eine gute Lehre verborgen, die sich aber nicht plump aufdrängt, sondern meistens aus einem feinen Vergleich zu gewinnen ist. Sein Witz hatte etwas Altisches, was er selbst allerdings dem Witz der Franzosen an sich zusprechen möchte.

Von Lafontaines Fabeln sind elf Bücher aus der Zeit von 1688 bis 1693. Der Dichter hat also fast bis zu seinem Tode, der am 13. April 1695 erfolgte, daran gearbeitet. Er selbst nennt sie in ihrer Gesamtheit eine Riesenkomödie in hundert Akten. Einige von ihnen haben auch die Bildung von geflügelten Worten veranlaßt. So stammt der Ausdruck „Milchmädchenrechnung“ daraus, ebenso der Ausdruck, für jemanden „Die Kastanien aus dem Feuer holen“. Eine interessante Verwischung ist dem deutschen Dichter Friedrich von Hagedorn passiert, der für sein Gedicht „Johannes der Seifensieder“ aus der Fabel Lafontaines „Le savetier et le financier“ schöpfte und dabei „savetier“ (Schuhmacher) von „savon“ (Seife) ableitete und auf diese Weise aus seinem Johann einen „munteren Seifensieder“ machte! Die Figuren in Lafontaines Fabeln sind bekanntlich vielfach Tiere, deren Weisheit dann auf die menschlichen Verhältnisse übertragen werden muß. Hieraus ist die Stelle von Lichtwer zu verstehen, der Lafontaine nachrühmt:

Er fand die heit're Kunst, durch ein Gespräch von Tieren,  
Das menschliche Geschlecht im Scherz zu überführen!

Die kürzeste Literaturkritik. Die Großen der Kunst pflegen den Werken von Anfängern gegenüber, die sie um ihr Urteil befragen, zumeist mit Worten höhrender, wenn auch heilsamer Kritik ungleich freigeibiger zu sein, als mit solchen ermutigender Zusprache. Als sich beispielsweise einmal ein Neffe Meyerbeers, der ein Requiem auf den Tod seines berühmten Onkels geschrieben hatte, an Rossini mit der Bitte wandte, sein Urteil über das Werk abzugeben, brummte dieser: „Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich es für besser halten würde, wenn Sie tot wären und Ihr Onkel auf Ihren Tod ein Requiem geschrieben hätte.“ Den Gipfel einer vernichtenden Kritik erreichte aber der hohofte Voltaire, dem ein junger Mann ein Manuskript zur Begutachtung eingesandt hatte. Voltaire schickte ihm die Arbeit mit den Worten zurück: „Ich habe Ihr Werk gelesen und mir erlaubt, eine Aenderung daran vorzunehmen.“ Der junge Schriftsteller durchblätterte mit fiebernder Hand die Seiten des Manuskripts und brannte vor Begier, die wertvollen Fingerzeige des Meisters zu finden, aber er entdeckte auch nicht die kleinste Aenderung. Auf seine Bitte um Aufklärung antwortete Voltaire: „Lesen Sie nur aufmerksam bis zu Ende.“ Im letzten Wort des Manuskripts war in der Tat das tödlich wirkende Gift der Kritik verpackt. Voltaire hatte in dem Schlusswort „Fin“ (Ende) den letzten Buchstaben ausradiert und das n durch ein Ausrufungszeichen ersetzt. Er hatte demnach nichts weiter als ein „Fi“ (Pfiu) über das Werk zu sagen, auf das der junge Mann seine ganze Hoffnung gesetzt hatte.

## Völkertunde

Amerikas älteste Verbindung mit Europa. Das Problem der alten Verbindung Europas und Amerikas auf dem Wege über die nördlichen Kontinentalen und Insel-Zusammenhänge behandelt eine interessante Untersuchung zur Geschichte der ersten Entdeckung Amerikas um das Jahr 1000, die Dr. John Loewenthal in der „Zeitschrift für Ethnologie“ veröffentlicht. Er knüpft seine Studien an die Wirtschaftskultur der irdischen Indianer, die auf diese Frage ein neues Licht werfen. Und zwar legt er dar, daß die charakteristischen Altertümer irdischer Herkunft sämtlich fremden Ursprungs sind. Maismesser und Maispeicher sind mexikanisch, Mahlsteine antilisch-südamerikanisch, Maismörser vielleicht, und Maisbehälter wahrscheinlich nordostasiatisch. Löffel mit Kettenglied nebst eingeschnittener Kugel schwedisch. Als Daten der Entlehnung ist festzulegen, daß die Maispeicher vor 1003, die Löffel mit Kettenglied nebst eingeschnittener Kugel vor 1638 bei den Irokesen bekannt sind. Keines der angeführten alten Kulturgüter gelangt sporadisch nach Nordamerika; die Entlehnungen kommen im Kulturstrom. Die Mächtigkeit der einwirkenden Kulturströme ist verschieden: am bedeutendsten dürfte der antilisch-südamerikanische Kulturstrom sein, sodann die nordostasiatischen Kulturströme. Altstandinavischer Einfluß ist bei den Irokesen nicht zu erweisen; wo er im irokenisch beeinflussten Gebiet vorliegt, ist er vom Eismeer her eingedrungen, und zwar sporadisch. Den Weg der Eindringung verfolgt Loewenthal von Südschweden über Island und die Westküste Grönlands zur Hudsons Street, Hudsons Bay, Nelson River, Red River, Lake Superior. Die Zeit der Eindringung fixiert er auf die Zeit von 986. Alle diese Dinge liegen wie die gesamte ältere Vorgeschichte der altamerikanischen Kultur weit jenseits aller Ueberlieferung in der Vergessenheit.

Das Jahr 986 gewinnt Loewenthal aus den alten Nachrichten, nach denen die Isländer 985 die Westküste Grönlands entdeckten,

und im Jahr darauf 35 Schiffe Siebter folgten. 14 Schiffe erreichten ihr Ziel, die übrigen blieben verschollen. Man darf vielleicht annehmen, das eines dieser Schiffe sich an Hudson Street und Bay verirrt.

Japanische Gebeträder. Es dürfte wenig bekannt sein, daß an einzelnen Orten Japans noch Gebetmaschinen in Gebrauch sind, deren Aufstellung in die Zeit der Einführung des Buddhismus zurückverlegt wird. Wenn schon somit ein Zusammenhang mit den buddhistischen Gebräuchen des asiatischen Festlandes anzunehmen ist, unterscheiden sich die japanischen Gebeträder doch rein äußerlich wesentlich von den tibetanischen Gebetmühlen. Letztere sind bekanntlich Hohlgefäße, welche aufrecht um ihre Achse drehbar und mit auf Papier geschriebenen Gebeten angefüllt sind. Die japanischen Gebeträder sind in einen Sockel eingelassen, wie ein europäischer Schleifstein; sie sind solide, aus Stein, und enthalten keinerlei Gebete. Letztere spricht vielmehr der Gläubige, indem er das Rad dabei in Bewegung setzt und der Gottheit seine Sünden nennt.

## Kulturgegeschichte

Vom Schöpfer der Fuchsenbäumchen. Die Fuchse, heute eine unserer bekanntesten und beliebtesten Zierpflanzen, hat sich verhältnismäßig spät bei uns eingebürgert. Erst im 18. Jahrhundert gelangte sie aus ihrer südamerikanischen Heimat nach Frankreich, zu uns aber eigentlich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte man die Fuchse, die ihr Entdecker, der französische Botaniker Plumier, nach dem deutschen Botaniker und Mediziner Fuchs, der im 16. Jahrhundert gelebt hat, benannt hatte, nur in Gestalt eines kleinen Strauches. Die Schönheit ihrer Blüten reizte aber bald zur Zucht von Fuchsenbäumchen, und einem begeisterten Fuchsen-Berehrer, einem Bäder aus Mecheln namens de Bragn, gelang es in der Tat, aus der Fuchse wunderschöne Kronenbäumchen zu ziehen, die nahezu drei Meter Höhe erreichten. Es war natürlich, daß diese ersten Fuchsenbäumchen besonders in Frankreich großes Aufsehen erregten. Und eines Tages begaben sich also, wie Strang erzählt, die Leiter einer großen Gartenbau-Ausstellung zu dem Schöpfer der Bäumchen und baten ihn um Ueberlassung einiger Exemplare für die Ausstellung. Nun standen in Bragns Garten wirklich ein volles Hundert der schönsten Fuchsenbäumchen; aber zum großen Erstaunen der Herren erklärte er, daß er entweder nur alle hundert auf einmal oder überhaupt keines der Bäumchen abgeben könne. Keine Ueberredung und kein Bitten half; doch auf die eindringlichen Fragen erklärte de Bragn schließlich, weshalb er die Bäumchen nicht einzeln abgebe. In seiner kuriosen Phantasie — er war ein richtiges Original — stellte nämlich das größte und schönste seiner Bäumchen den Herrn Christus vor, die nächststehenden die Apostel, und die anderen das Volk, dem der Herr und die Apostel das Heil verkündeten. Auch nur einen seiner Anhänger dem Herrn zu entreißen, schien ihm undenkbar, und so kam es denn, daß die Herren der Ausstellung wirklich keins seiner Bäumchen erhielten und sich statt dessen mit zwei weniger schönen Bäumchen, die ein Nachbar de Bragns zu züchten versucht hatte, begnügen mußten. Von dieser Zeit ab wurde die Fuchse denn auch häufig in Bäumchen gezogen, und heute sind selbst größere Fuchsenbäume keine Seltenheit mehr.

## Büchertisch

Das neue Buch. Der Verlag von Gustav Kiepenheuer (Boisdan) gibt eine Serie von Büchern heraus, die mit schlichter, solider Aufmachung und gut lesbarer Schrift einen billigen Preis vereinigen. Der breiten Masse soll es dadurch ermöglicht werden, auch in der Zeit der wirtschaftlichen Teuerung gute Bücher zu kaufen. Der Preis der einzelnen gebundenen Bände, die zum Teil auf Dünnpapier gedruckt sind, ist je nach ihrer Stärke auf 12 und 18 M. festgesetzt. Die Serie soll umfassen den naturnahen Norweger Knut Hamsun, den Schilderer der russischen Bauernseele Nikolai Gogol, den erschütterndsten Dichter der russischen Seele und der menschlichen Leidenschaft Dostojewsky, Tolstoi, den Philosophen des werdenden Rußland, Turgenjew, dessen dichterische Kraft aus der Landschaft emporsteigt, den Sittenschilderer des amerikanischen Kapitalismus Frank Norris, den Kajütenbuchdichter Sealsfield und den Belgier Huysmans. Die Auswahl ist verständlich. Sie umfaßt das, was an Hoffnung, Verfallenen und Werdendem in uns ist. Sie könnte ein Grundstein für wahre Volksbildung sein, wenn sie gekauft und in richtigem Sinne gelesen würde. Volksbildnerische Vereinigungen könnten hier mit einleitender Aufklärung die notwendige Vorarbeit leisten. Vor dem Preis sollte niemand zurücktreten. Vor dem Kriege hätte man die betreffenden Bände nicht zu annähernd demselben Preise kaufen können. Und Geisteskultur, die abgeklärte Ueberlegenheit der großen Dichter über das Leben, sind heute notwendiger als vor dem Kriege.

Erschienen sind bisher von Gogol die beiden Novellenbände „Abende auf dem Gute Dikanjta“ und „Mirgorod“, in denen das alte zaristische Bauernleben mit seinen Mythen, Riten und Idyllen zusammengeschaut ist, sowie der große Roman „Tote Seelen“, der dem Rußland der Leibeigenschaft das Denkmal setzt, das es verdient. Knut Hamsun ist bisher mit seinem Erstlingswerk „Hunger“ vertreten, in dem die Not eines Arbeitslosen geschildert wird, wie sie heute aus tausend Augen leuchtet. Von Huysmans liegt ein Band „Tief unten“ vor, von Tolstoi „Die Kreuzersonate“.

H. S.